



AN(GE)KOMMEN IN FELLBACH

AUGENBLICKE. BEGEGNUNGEN. GESCHICHTEN.



Stadt Fellbach

Stabsstelle Senioren,
Integration und Inklusion

VORWORT

Liebe Fellbacherinnen und Fellbacher,

über 900 geflüchtete Menschen haben mittlerweile in Fellbach ein neues zu Hause gefunden. Diese Menschen haben Schreckliches erlebt, sind vor Krieg, Hunger, Armut und Hoffnungslosigkeit geflohen. Oft haben sie nicht nur all ihre Habseligkeiten verloren, sondern auch ihre Heimat und manche sogar ihre Familien. Sie haben sich auf die Flucht begeben und sind über gefährliche Bootsfahrten, tagelange Fußmärsche und über viele Länder hinweg zu uns nach Fellbach gekommen. Hier versuchen sie Fuß zu fassen, besuchen Deutschkurse und bemühen sich, sich ein neues Leben aufzubauen. Dabei sind die Hilfsbereitschaft und das ehrenamtliche Engagement der Bürgerinnen und Bürger sehr groß.



Es ist jedoch nicht das erste Mal, dass viele Menschen ihre Heimat verlassen mussten und in Fellbach ein neues Zuhause gefunden haben. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurden 14 Millionen Deutsche aus den ehemaligen deutschen Gebieten Ostpreußen, Pommern und Schlesien vertrieben und manche von ihnen kamen nach Fellbach. Zudem leben insgesamt über 120 unterschiedliche Nationen in unserer Stadt und ca. 32 % der Fellbacherinnen und Fellbacher haben einen Migrationshintergrund. Diese Menschen sind zu einem wertvollen Teil unserer Gesellschaft geworden und von ihr nicht mehr wegzudenken.

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe „An(ge)kommen in Fellbach. Damals und Heute“ wurden in den letzten Monaten drei Erzählcafés für Seniorinnen und Senioren sowie für geflüchtete Menschen organisiert. In einem geschützten Rahmen konnten die eigenen Fluchtgeschichten erzählt und Fluchterfahrungen geteilt werden. Auch wenn die Fluchtursachen oft unterschiedlich sind, haben viele der Geflüchteten ähnliche Erfahrungen gemacht.

Diese Geschichten festzuhalten und den geflüchteten Menschen ein Gesicht zu geben, ist das Ziel dieser Broschüre. Jede und jeder von Ihnen hat eine einzigartige Geschichte, die es zu hören wert ist. Aus Geflüchteten werden neue Mitbürgerinnen und Mitbürger, aus Fremden werden Nachbarn, Bekannte und sogar Freunde.

An dieser Stelle möchte ich mich bei unserem Kooperationspartner, der Servicestelle Kommunen in der Einen Welt von Engagement Global und insbesondere dem Unterstützungsangebot Kleinprojektefonds kommunaler Entwicklungspolitik, recht herzlich für die Zusammenarbeit und auch für die Unterstützung bei diesem Projekt bedanken. Auch danke ich dem Forum der Kulturen, welches uns als Dachverband der Migrantenorganisationen in Stuttgart bei der Projektrealisierung beratend zur Seite stand. Ebenso möchte ich die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem seit langem in Fellbachaktiven Migrantenverein Ndwenga e.V. dankend hervorheben.

Damit das friedliche und harmonische Miteinander weiterhin besteht, braucht es Gelegenheit für Begegnungen und Verständnis füreinander. Lassen Sie sich auf eine Reise durch das Leben dieser zunächst fremden Menschen führen und lernen Sie sie kennen. Am Ende, so stellen Sie dann vielleicht fest, erfahren Sie, dass es mehr Verbindendes als Trennendes gibt.

Gabriele Zull

Oberbürgermeisterin

VORWORT

Liebe Besucherinnen und Besucher,

Kulturelle Vielfalt und deren Bedeutung für die Gesellschaft sichtbar und erlebbar zu machen ist eines der Hauptziele des Forums der Kulturen Stuttgart e.V. Als Dachverband der Migrantenvereine und interkulturellen Einrichtungen Stuttgarts setzen wir uns für eine gleichberechtigte gesellschaftliche, kulturelle, wirtschaftliche und politische Teilhabe von Migrantinnen und Migranten ein. Jene von ihnen, die seit Jahren im Arbeitskreis Migration und Entwicklungspolitik des Forums der Kulturen aktiv sind, haben nicht nur eine breite Netzwerkarbeit aufgebaut, sondern sich auch durch Fortbildungen und Engagement in verschiedenen Bereichen Wissen angeeignet und erweitert. Somit verfügen sie nicht nur für die eigenen Organisationen, sondern auch für andere Institutionen wie Kommunen und Partner über eine wichtige Ressource.

Kommunale Entwicklungs-, Integrations-, Geflüchtetenpolitik und andere Themen betreffen die Lebensbereiche vieler der schon seit langem in Deutschland lebenden Migrant*innen direkt. Bereits vor Jahren wurde innerhalb des Arbeitskreises Migration und Entwicklungspolitik die migrantische Dialog AG geschaffen, eine Arbeitsgruppe, die aus Migrant*innen mit eigener Fluchtvergangenheit besteht. Diese Menschen leisten entwicklungspolitische Bildungsarbeit, engagieren sich in der kommunalen Entwicklungspolitik, bekleiden Ehrenämter oder politische Ämter, sind Gründungsmitglieder von Vereinen und wichtige Integrationsakteure. Durch ihre persönlichen Erfahrungen als Geflüchtete in Deutschland können sie Anregungen geben, über positive Ansätze berichten und vor in der Vergangenheit gescheiterten Modellen warnen.

Das Projekt „Menschen auf der Flucht – Hintergründe verstehen, mitdiskutieren und aufeinander zugehen“ unterstützt die kommunalen Akteure mit der Expertise des Forums der Kulturen und der Migrant*innen der Dialog-AG. Auf dieses Angebot können Kommunen aus ganz Baden-Württemberg zurückgreifen, da das Forum der Kulturen seit 2013 Träger der Fachpromotorenstelle für Migrantische Vernetzung und Empowerment ist und somit über den Fachpromotor landesweit tätig sein kann. Das in Baden-Württemberg durch den Dachverband Entwicklungspolitik Baden-Württemberg (DEAB) getragene Eine-Welt-Promotor*innen-Programm mit den Promotor*innen unterstützt die Eine-Welt-Arbeit die mehr Menschen dafür gewinnen will, ihr Handeln an der globalen Verantwortung zu orientieren und selbst für politische Veränderungen im Sinne einer zukunftsfähigen Entwicklung aktiv zu werden. Es wurde von der Arbeitsgemeinschaft der Eine-Welt-Landesnetzwerke in Deutschland (agl) in Kooperation mit dem Verband Entwicklungspolitik deutscher Nichtregierungsorganisationen (VENRO) entwickelt und wird jeweils gemeinsam von Bund und Land finanziert.

Mein Dank gilt der Stadt Fellbach und allen Mitwirkenden, insbesondere den Menschen, die bereit sind, mit ihrer persönlichen Geschichte einen bedeutsamen Beitrag zum friedlichen Zusammenleben zu leisten. Besonders erwähnt sei auch der Kooperationspartner Servicestelle Kommunen in der Einen Welt (SKEW) von Engagement Global speziell dem Unterstützungsangebot Kleinprojektfonds kommunaler Entwicklungspolitik ohne dessen wertvolle Unterstützung das Projekt nicht möglich wäre.

Auch diese Broschüre zielt darauf ab, Menschen mit Fluchterfahrung mit Offenheit und Respekt zu begegnen, weshalb sie einen wichtigen Betrag für das Aufeinander-Zugehen und Voneinander-Lernen in unsere Gesellschaft leistet.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen interessante Begegnungen und viel Spaß beim Lesen der Broschüre!

Rolf Graser

Geschäftsführer des Forums der Kulturen Stuttgart e. V.

INTERVIEW

mit Christine Hug, Cathy Plato, Preslava Abel und Paulino Miguel



Frau Hug, Frau Plato, wie kamen Sie auf die Idee, Geflüchtete und Senioren in einem Erzählcafé zusammenzubringen?

Christine Hug: Als Leiterin der Stabsstelle Senioren und Integration bei der Stadt Fellbach bin ich gedanklich immer mit einem Bein in der Seniorenarbeit und mit einem in der Flüchtlingskoordination. Als die ersten Geflüchteten im Jahr 2015 in Fellbach ankamen, war ich erschrocken, wie feindselig manche Senioren sich über diese Menschen geäußert haben. Ein weiterer Auslöser war, dass mir Fachleute in stationären Senioreneinrichtungen immer wieder berichten, dass in den Altenheimen „der Krieg tobt“. Besonders Demenzkranke werden von Fluchterlebnissen und Erinnerungen an den Krieg heimgesucht.

Cathy Plato: Ich bin im Verein Ndwenga aktiv, dessen Ziel es ist, die Völkerverständigung zu fördern und Begegnungen zwischen Menschen zu ermöglichen. Ich glaube, das ist sehr wichtig, denn das Unbekannte ruft immer Ängste hervor. Durch direkten Kontakt gibt es die Möglichkeit, diese abzubauen. Und ein Perspektivwechsel hilft dabei, andere Menschen besser zu verstehen. Das ist für das Miteinander in einer Stadt notwendig, finde ich.

Sie haben sich mit dieser Idee auf eine Ausschreibung des Forums der Kulturen beworben und prompt Fördergelder erhalten. Warum fanden Sie als Mitarbeiter des Forums der Kulturen die Idee gut, Herr Miguel?

Paulino Miguel: Ich fand den Ansatz, früher und aktuell Geflüchtete zusammenzubringen, sofort interessant. Wir sind der Dachverband der Migrantenvereine im Großraum Stuttgart und mit unserer Arbeit wollen wir die kulturelle Arbeit sichtbar und erlebbar machen und zeigen, dass Migrantinnen und Migranten einen wertvollen Beitrag zu unserer Gesellschaft leisten. Bei uns im Forum wurde viel über die neue Willkommenskultur in Deutschland diskutiert. So schön sie für die Betroffenen ist, so ruft sie gleichzeitig auch Neid hervor bei jenen, die sie nicht erlebt haben und hart kämpfen mussten,

um sich hier ein Leben aufzubauen. Dadurch entstehen Konflikte. Daher war unser Vorschlag, zu den Erzählcafés auch Migranten einzuladen, die seit mehr als zehn Jahren in Deutschland leben. Und Senioren, die Fluchterfahrung haben, die aber meist niemand nach ihrer Geschichte fragt.

Christine Hug: Die Migranten, die vor vielen Jahren nach Deutschland gekommen sind, haben meiner Meinung nach den Boden für die heutige Willkommenskultur bereitet und diese großartige Veränderung mit bewirkt. Sie waren Pioniere und die haben es ja immer schwerer.

War es schwierig, Migranten als Teilnehmer für die Erzählcafés zu finden?

Preslava Abel: Nein, das war kein Problem. Ich glaube, Migranten, die schon länger hier leben, sind froh, wenn sie die Möglichkeit bekommen, zu erzählen. Gerade auch positive Beispiele, von denen wir ja einige hatten. Sie zeigen, wie weit diese Menschen gekommen sind und dass sie wertvolle Mitgestalter dieser Gesellschaft sind. Solche Beispiele fallen ja sonst oft weg.

Im Rahmen der Erzählcafé-Reihe gab es Veranstaltungen in drei Senioreneinrichtungen in Fellbach. Was war das Ziel?

Cathy Plato: Bei den Erzählcafés konnte man feststellen, dass Menschen bei einer Flucht oder Vertreibung immer die gleichen Erfahrungen machen und ähnliche Gefühle haben. So kann man eine gemeinsame Ebene erreichen. Und vielleicht bringen solche Veranstaltungen Menschen ja auch dazu, sich in der Flüchtlingsarbeit zu engagieren.

Christine Hug: Mir war wichtig, dass die Erzählcafés in einem intimen Rahmen ablaufen. Dass sie also keine Veranstaltung für ein bestimmtes Publikum, beispielsweise Schüler, sind, sondern ein Treffen für Betroffene.

Preslava Abel: Ich hoffe, dass den Teilnehmern in den Erzählcafés auch bewusst geworden ist, dass nicht allein Krieg, Armut und soziale Missstände Fluchtursachen sind. Wir in Deutschland mit unserem Lebensstandard und enormem Ressourcenverbrauch sowie unsere Wirtschafts- und Außenpolitik tragen täglich zu diesen Umständen bei. Deutschland ist z.B. drittgrößter Waffenexporteur und so gelangen deutsche Kleinwaffen und Munitionen in Regionen, in welchen Kriege geführt werden, vor denen Menschen fliehen müssen. Was wir tun, wie wir im Alltag handeln und wie wir uns politisch positionieren hat Auswirkungen auf die Welt und letzten Endes auch auf uns.

Herr Miguel, Sie selbst sind vor Jahren aus Mozambique in die damalige DDR gezogen. Was denken Sie braucht es, damit Menschen gut ankommen in einem Land?

Paulino Miguel: Man sollte Menschen nicht den Eindruck geben, dass sie auf der Durchreise sind, sondern ihnen ein Ankommen ermöglichen. In Ostdeutschland beispielsweise wurde jeder Migrant wie ein Soldat gesehen, der nur vorübergehend hier stationiert ist. Aber die Leute sind geblieben. Trotzdem gab es über Jahre keine Integrationsmaßnahmen, man war nicht bereit, diese Leute als Einwanderer zu sehen. Es muss aber Bereitschaft von beiden Seiten geben: Auch die, die zugewandert sind, müssen ankommen wollen.

Frau Plato, was hat Ihnen damals nach Ihrer Flucht aus dem Kongo geholfen, in Deutschland Fuß zu fassen?

Bei mir war es eine Nachbarin, die an meiner Tür geklingelt und mich gefragt hat, ob ich einen Arzt habe, ob ich Hilfe brauche. Wahrgenommen zu werden ist sehr wichtig.

Frau Abel, Sie sind mit elf Jahren aus Bulgarien zu ihrer Mutter nach Deutschland gezogen. Was bedeutete Ankommen damals für Sie?

Preslava Abel: Für mich hieß Ankommen, sich mit den anderen austauschen und verständigen zu können und von daher, schnell und vor allem sehr gut Deutsch zu lernen.

Die Fragen wurden gestellt von der Journalistin Annette Clauß

INTERVIEW

mit Kevin Borchers, Engagement Global



Herr Borchers, Sie arbeiten für Engagement Global - was ist die Aufgabe dieser Organisation?

Engagement Global ist im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) tätig. Wir informieren über aktuelle Projekte und Initiativen im Bereich Entwicklungspolitik in Deutschland und der ganzen Welt, beraten und fördern entwicklungspolitische Vorhaben finanziell.

Die Projektreihe „An(ge)kommen in Fellbach“ ist aber von der Servicestelle Kommunen in der Einen Welt gefördert worden ...

Ja. Die Servicestelle Kommunen in der Einen Welt (SKEW) ist ein eigener Fachbereich, der speziell für Kommunen zuständig ist. Unser Auftrag, Kommunen in ihrer entwicklungspolitischen Arbeit zu beraten und zu vernetzen, ist vor rund vier Jahren auf Wunsch des BMZ um das Thema Flucht erweitert worden. Damals waren die Flüchtlingszahlen noch gar nicht so hoch. Der Anlass war im Herbst 2013 die Zuwanderung von Roma in deutsche Großstädte. Dass die Entwicklung so weitergeht, wie es gekommen ist, war sicherlich für viele überraschend.

Wieso hat die SKEW das Fellbacher Projekt finanziell unterstützt?

Vernetzung ist unser großes Thema: wir wollen migrantische Akteure an der Gesellschaft teilhaben lassen. In Erzählcafés wie denen in Fellbach geht es um Entwicklungspolitik und Bildungsarbeit. Man erzählt und lernt voneinander und bekommt einen guten Einblick in die Lebensumstände anderer. Dadurch kann man Flucht und Migration in der heutigen Zeit besser verstehen. Daher waren die Erzählcafés prädestiniert für eine Förderung. Ich denke, es steckt ein großes Potenzial in diesem Austausch.

Welche positiven Projekte kennen Sie aus anderen Kommunen?

Es gibt beispielsweise Koch- und Sprachkurse, Theaterprojekte oder Ausstellungen. Bei allen Formaten ist Begegnung sehr wichtig. Ein anderes Beispiel ist die Radwerkstatt, die gleich zwei Herausforderungen angeht: dort bekommen Geflüchtete eine Aufgabe gegen das Nichtstun und die Möglichkeit, mobil zu werden. Es gibt auch Geflüchtete, die als Bildungsreferenten aktiv sind und Menschen in Schulen oder Vereinen das Thema Flucht näher bringen.

Wie sehen Sie die viel zitierte deutsche „Willkommenskultur“?

Es ist phänomenal, was an ehrenamtlichen Aktivitäten stattfindet. Viele schöne Projekte, die man wenn möglich mit Begegnungen verbinden sollte. Man sollte sich dabei aber unbedingt frei machen von dem Gedanken: Ich weiß, was die Geflüchteten brauchen und wollen. Man sollte vielmehr fragen: Was braucht ihr und was könnt ihr beitragen? Man muss anerkennen, dass die, die da kommen, keine armen ungebildeten Menschen sind, sondern individuelle Fähigkeiten mitbringen.

Im Zusammenhang mit dem Thema Flucht wird viel über Integration gesprochen. Sie setzen einen anderen Schwerpunkt ...

Für uns steht die kommunale Entwicklungspolitik im Vordergrund. Früher oder später können auch Geflüchtete dazu beitragen, dass es in ihrem Herkunftsland besser aussieht. Man sollte meiner Ansicht nach nicht nur auf die Integration schauen oder nur einen Schwerpunkt auf den Gesichtspunkt Sprache, Arbeit oder deutsche Kultur legen. Tatsache ist: Je wohler Menschen sich fühlen, desto mehr engagieren sie sich. Und umgekehrt gilt: je mehr sie sich engagieren, desto mehr wächst die Anerkennung.

Willkommenskultur ist das eine. Was kann jeder von uns noch tun für ein gerechteres globales Miteinander?

Wichtig ist, sich zu informieren und zu fragen: Was hat mein Leben, mein Konsum für Auswirkungen in der Welt? Nicht jedem ist bewusst, dass er zwischen dem Aufstehen und dem Frühstück schon die halbe Welt bereist hat. Nehmen Sie nur das Thema Handy: Die Rohstoffe dafür werden zum Großteil im Kongo abgebaut - unter unmenschlichen Bedingungen.

Was wäre Ihr Wunsch zum Umgang mit dem Thema Flucht und Migration?

Wir sollten den problemzentrierten Blick in einen potenzialorientierten Blick umwandeln. Das ist zwar manchmal schwierig, aber lohnenswert.

Die Fragen wurden gestellt von der Journalistin Annette Clauß



„Vielleicht ist heute der letzte Tag, an dem du lebst.“

Zwei Jahre lang, sagt Adham Alsheyer, sei ihm dieser Gedanke jeden Tag durch den Kopf gegangen. Der junge Mann, der aus dem Umland von Damaskus stammt, hat dennoch versucht, sein Wirtschaftsstudium hinzubekommen. So wie er zuvor sein Abitur abgelegt hatte, obwohl seine Familie und er für einige Zeit aus Syrien in den Libanon geflüchtet waren. „Aber das Leben war zu schwer dort. Die Menschen sind mit uns nicht gut umgegangen“, schildert Adham Alsheyer die Gründe für die vorübergehende Rückkehr in sein kriegsgebeuteltes Heimatland.

Der tägliche Weg zur Universität war eine Zitterpartie für den jungen Studenten, der trotz seiner Studienbescheinigung fürchten musste, an einem Checkpoint festgenommen und zur Armee eingezogen zu werden. „Ich hatte immer Angst, verhaftet zu werden. Einem Freund ist das passiert, obwohl er sehr vorsichtig war.“

Adham Alsheyer fasste einen Entschluss. „Ich ging zu meiner Familie und sagte: Ich kann hier nicht mehr leben.“ Sein Vater riet ihm: „Geh für ein Jahr weg, vielleicht ist dann der Krieg vorbei.“ Der Sohn floh in die Türkei, doch das Geld, das die Familie zur Finanzierung seines Studiums gespart hatte, ging zur Neige. „Ich habe Arbeit gefunden, ich hatte einen Zwölf-Stunden-Tag und habe auch am Wochenende gearbeitet, aber das Geld reichte nur für Unterkunft und Essen.“

Gemeinsam mit einem Freund beschloss der 19-Jährige, nach Europa zu flüchten. Die von den Menschenschmugglern verlangte Summe von 1500 Euro für die Reise von der Türkei auf die griechische Insel Kos lieh sich Adham Alsheyer von seinem Freund. Die Schlepper verschoben die Abfahrt nach Griechenland immer wieder. „Wir haben in einem Wald am Meer gewartet, irgendwann hatten wir kein Essen mehr.“ Als das ersehnte Boot auftauchte, entpuppte es sich als eine etwa sieben Meter lange und 2,50 Meter breite Nusschale, in welcher die Schlepper etwa 50 Menschen zusammenpferchten. Die Fahrt dauerte nicht lange: „Die türkische Wasserpolizei hat uns erwischt und zurückgebracht.“

Den zweiten Fluchtversuch per Boot hätte Adham Alsheyer fast nicht überlebt: „Mitten auf dem Meer ging der Motor kaputt. Die See war stürmisch, Wellen schwappten ins Boot, und ich habe die ganze Zeit nur Wasser aus dem Boot geschöpft und geschöpft.“ Ihre Handys hatten die Flüchtlinge ausschalten müssen, um einer Ortung durch die türkische Polizei zu entgehen. Erst in griechischen Gewässern durften die Verzweifelten ihre Mobiltelefone wieder benutzen. „Das Wasser stand einen halben Meter hoch“, sagt Adham Alsheyer. Im Boot sei auch ein zwei Wochen altes Baby mitgefahren. Griechische Polizisten retteten die Bootsinsassen: „Ohne sie wären wir ertrunken.“

In Griechenland wartete der junge Syrer auf Papiere, dann machte er sich auf den langen Weg nach Deutschland. Durch Mazedonien, Serbien und Ungarn – zu Fuß, mit dem Bus, dem Zug und manchmal einem Taxi. Adham Alsheyer hat unterwegs bitterlich gefroren, er hat völlig erschöpft am Straßenrand genächtigt und ständig befürchtet, überfallen oder verhaftet zu werden.

Er hat es bis nach Deutschland geschafft, wo er nun in Fellbach lebt und einen Sprachkurs besucht. Sein großer Wunsch ist, an einer deutschen Universität Maschinenbau zu studieren.

ADHAM ALSHEYER aus Syrien
Ankunft im Jahr 2015



„Ich war der erste Buchhändler mit Migrationshintergrund in Tübingen“, sagt Aly Palm und lacht.

Geboren ist er im Jahr 1955 in Vietnam, wo er mit seiner Familie in der Stadt Saigon lebte, die heute Ho-Chi-Minh-Stadt heißt. Als Aly Palm 14 Jahre alt war, beschloss seine Mutter, dass es besser wäre, wenn ihr Sohn Vietnam verlässt. „Normalerweise gehen ja meist die Eltern voraus, aber bei mir war es umgekehrt. Meine Mutter wollte, dass ich weg bin vom Krieg“, sagt Aly Palm. Er selbst war überhaupt nicht glücklich mit der Entscheidung, denn er wollte bei seiner Familie in Vietnam bleiben – trotz des Krieges. „Aber meine Mutter hatte schon alles arrangiert. Ich sollte nach Frankreich auf ein Internat gehen.“

Ihrem Sohn hat Aly Palms Mutter ein dickes, rot eingebundenes Wörterbuch für die Sprachen Vietnamesisch und Französisch mit auf die lange Reise gegeben. „Es hat eine wahre Odyssee hinter sich“, sagt Aly Palm, der den dicken Band bis heute aufbewahrt hat. Im Jahr 1970 setzte ihn seine Mutter in ein Flugzeug nach Frankreich. Zunächst verbrachte er einige Zeit bei einer Familie in der Nähe von Paris, dann begann er, ein Internat zu besuchen.

Während dieser Zeit hat Aly Palm viele Briefe an seine Mutter geschrieben. „Am Anfang war es schon hart“, erinnert er sich an den Neubeginn in Frankreich: „Ich hatte in Vietnam zwar eine französische Schule besucht, aber ich sprach anders Französisch, als meine Schulkameraden.“ Trotzdem lebte sich der 14-Jährige nach und nach ein und fand neue Freunde. Nach dem Ende des Vietnamkriegs und dem Sieg des kommunistischen Nordens im Jahr 1975 verließen auch Aly Palms Mutter und sein Bruder die Heimat und kamen nach Europa. Über Stationen in Österreich und Bayern führte Aly Palms Weg schließlich nach Tübingen, wo er eine Lehre als Buchhändler absolvierte. Seine Sprachbegabung war ihm dabei von einigem Nutzen. Er beherrscht vier Sprachen, neben Vietnamesisch und Deutsch auch Englisch und Französisch. „Wenn ich Schwäbisch dazu zähle, sind es sogar fünf.“

Nach seiner Zeit im Buchhandel studierte Aly Palm Politik und empirische Kulturwissenschaften sowie Medienwissenschaft. Als die ersten seiner Landsleute in Booten vor der kommunistischen Regierung über das Südchinesische Meer flüchteten und auch in Deutschland Asyl beantragten, war für Aly Palm klar, dass er helfen musste. „Ich habe mich aus dem Herzen heraus engagiert für die Boat People und mich mit ihnen identifiziert“, sagt er im Rückblick. Viele dieser Menschen seien schwer traumatisiert und verängstigt angekommen. Er dolmetschte für sie und tat, was er konnte.

Mittlerweile lebt Aly Palm in Stuttgart, wo er als Sprachlehrer und Dolmetscher arbeitet. An seinem Wohnort engagiert sich Aly Palm ehrenamtlich in der Lokalpolitik und er ist der Sprecher des Vereins Asien-Haus Baden-Württemberg, das ein Forum für asiatische Migranten bietet.

ALY PALM aus Vietnam *Ankunft im Jahr 1975*



„Ich hatte immer Angst, dass ich zurückgeschickt werde“, sagt Anas Rohban über seine Anfangszeit in Deutschland. Als er im Juni 2015 in München ankam, hatte der 30-Jährige eine Odyssee hinter sich und wollte nur eines: in Deutschland bleiben. Mittlerweile hat er ein Aufenthaltsrecht für drei Jahre bekommen und lebt in einer Wohnung in Fellbach.

Seine Heimatstadt Damaskus, wo noch seine ganze Familie lebt, hat Anas Rohban verlassen, um nicht zum Militär eingezogen zu werden. „Ich wollte niemanden töten“, sagt der 30-Jährige, der in Syrien auch keine Perspektive für sich sah. Mit dem Flugzeug reiste er daher in die Türkei, von wo er zehn Tage später im Schlauchboot eines Schleusers auf die gefährliche Fahrt über das Meer startete und heil in Thessaloniki landete. „Von dort aus bin ich zu Fuß bis Mazedonien gelaufen“, erzählt Anas Rohban, der auch teilweise durch Serbien wanderte. An der Grenze zu Ungarn nahm ihn die Polizei fest. „Ich bin drei Tage im Gefängnis gewesen“, erzählt der Syrer, der schließlich einen Asylantrag in Ungarn stellte, um wieder auf freien Fuß zu kommen. „Sie haben gesagt, wenn ich das nicht mache, bleibe ich sechs Monate im Gefängnis.“ Sobald Anas Rohban freigelassen worden war, machte er sich wieder auf den Weg: Deutschland war und blieb sein Ziel, denn er ist überzeugt, dass man in Ungarn „als Geflüchteter keine Chance hat“.

Der 30-Jährige heuerte ein Taxi an, um zunächst nach Österreich zu kommen. Doch er hatte erneutes Pech und wurde auch dort von der Polizei verhaftet. „Ich bin wieder für drei Tage im Gefängnis gelandet“, erzählt Anas Rohban. Ein weiteres Mal blieb ihm nur eine Möglichkeit, um wieder aus der Haft entlassen zu werden: Er stellte erneut einen Antrag auf Asyl, dieses Mal in Österreich. Eigentlich habe er vorgehabt, dort zu bleiben, sagt der junge Syrer, der nach Grieskirchen in Oberösterreich geschickt wurde. Aber die Asylunterkunft sei eine Katastrophe gewesen: „Es gab dort nicht einmal ein Bett für mich. Eine Nacht habe ich draußen geschlafen und dann beschlossen: okay, jetzt fahre ich nach Deutschland – was passiert, passiert.“

Auf ein Neues bestieg er ein Taxi und gelangte dieses Mal tatsächlich unbehelligt über die Grenze und bis nach München. Von dort ging es über die Stationen Stuttgart und Ellwangen schließlich nach Fellbach, wo er bis zu seinem Umzug in eine private Unterkunft zunächst in einem Asylbewerberheim lebte.

Anas Rohban lernt Deutsch und spricht die Sprache schon gut. Nur der schwäbische Dialekt macht ihm die Verständigung manchmal etwas schwer. Er hat einen Praktikumsplatz bei einer Firma gefunden, die Autoteile vertreibt: „Ich will eine Ausbildung als Lagerleiter machen, das war meine Arbeit in Syrien.“

Obwohl Anas Rohban seine Familie in Damaskus vermisst, sagt er: „Ich bin glücklich hier.“

ANAS ROHBAN aus Syrien
Ankunft im Jahr 2015



Ihr kleines Kuschelkissen, im Schlesischen „Tunze-Bettl“ genannt, hat Annemarie Dettmann während der gesamten Flucht unter ihrem Arm getragen.

Gerade einmal zehn Jahre alt ist sie gewesen, als sie mit ihrer Mutter Hals über Kopf das Sudetenland verlassen musste. Der Vater und die beiden älteren Brüder waren an der Front. Als Ende April 1945 Soldaten von Haus zu Haus gingen, an die Türen klopfen und die Bewohner aufforderten, einige Habseligkeiten zusammenzuraffen und sich für die Flucht bereit zu machen, hatte die zehnjährige Annemarie schon einiges erlebt.

Geboren 1934 in Niederschlesien, war sie fünf Jahre später mit ihrer Familie nach Oberschlesien gezogen. Von dort wurden Mutter und Tochter 1944 ins Sudetenland evakuiert. Dann rückte erneut die Front gefährlich nahe. „Meine Mutter hatte einen kleinen Koffer gepackt, ich hatte mein Tunze-Bettl dabei. Auf einem Lastwagen der Wehrmacht sind wir mit vielen anderen Flüchtlingen, Frauen und Kindern, in Richtung Westen gefahren.“ Doch russische Panzer nahmen den Konvoi ins Visier. „Einige Lastwagen sind getroffen worden. Es brannte überall und es gab viele Verletzte und Tote.“ Annemarie Dettmann und ihre Mutter hatten Glück, sie blieben beim Angriff unversehrt.

In der tschechischen Stadt Tabor hätten amerikanische und russische Soldaten die LKW-Kolonne aufgeteilt, erzählt Annemarie Dettmann. „Wir hatten Pech. Wir sind bei den Russen geblieben und mussten in ein Lager.“ Später wurden die Flüchtlinge in offene Viehwaggons gepfercht und ins österreichische Krems verfrachtet. „Dort wurden wir rausgeschmissen und jeder konnte gehen, wohin er wollte.“

Wie tausende andere Menschen machten sich Mutter und Tochter zu Fuß auf den Weg nach Westen. „Wir sind an der Donau entlang gelaufen. Der Wein hat geblüht, das werde ich nie vergessen.“ Sie übernachteten in Scheunen, manchmal gaben Bauern den Flüchtlingen etwas Brot und Milch. Mit einer Nachbarin und deren 16-jähriger Tochter machten sie sich auf die lange Fußreise nach Neuburg an der Donau.

„Die Nachbarstochter hatte unterwegs einen jungen Soldaten von dort kennen gelernt. Er hatte ihr einen Ring gegeben und gesagt: Geh zu meinen Eltern, zeig ihnen den Ring und richte Grüße aus.“ Das taten die Geflüchteten denn auch bei ihrer Ankunft, in der Hoffnung auf etwas Unterstützung. „Die Mutter des Soldaten hat den Ring genommen und uns die Tür vor der Nase zugeknallt - das war unser Willkommensgruß“, erzählt Annemarie Dettmann. Auch sonst seien die Geflüchteten selten mit offenen Armen empfangen worden: „Es gab schon Sozialneid. Es hieß: Die Umsiedler kommen und kriegen alles.“ Sie sind dennoch in Neuburg geblieben.

Die Ende April 1945 gesprengte Brücke über die Donau haben Annemarie Dettmanns Vater und die Brüder nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg wieder mit aufgebaut. Im Jahr 1953 zog Annemarie Dettmann der besseren Beschäftigungsmöglichkeiten wegen nach Stuttgart, wenig später lernte sie ihren Mann kennen, der aus Pommern geflüchtet war. 1965 zogen sie nach Fellbach-Schmidlen, wo Annemarie Dettmann nun im betreuten Wohnen des Seniorenzentrums lebt.

Sie sieht durchaus Parallelen zwischen der Situation der Flüchtlinge damals und heute: „Wir hatten zwar die gleiche Sprache und Kultur, aber trotzdem haben sie uns nicht gemocht.“

ANNEMARIE DETTMANN aus Schlesien
Ankunft im Jahr 1945



Als Basirou Sanneh Mitte des Jahres 2016 Deutschland erreichte und einen Antrag auf Asyl stellte, lag eine gut zweijährige Odyssee hinter dem jungen Mann aus Gambia.

Seine Heimat hatte er schon im Jahr 2014 verlassen, weil er sich dort nicht mehr sicher fühlte. Sein Vater war unter dem Schreckensregime des inzwischen abgelösten langjährigen Diktators Yahya Jammeh in Haft genommen worden. Basirou Sanneh erzählt, dass auch er auf einer Polizeiwache misshandelt wurde. „Ich hatte Angst und wollte irgendwo hin, wo ich eine gute Zukunft haben kann“, beschreibt er die Gründe für seine Flucht. Diese führte über den Senegal, Mali, Burkina Faso und Niger nach Libyen und von dort aus nach Italien.

Über das, was er unterwegs erlebt hat, spricht Basirou Sanneh nur wenig. Er musste sich ganz allein durchschlagen – seine Mutter blieb zurück in Gambia, wo auch sein inhaftierter Vater war.

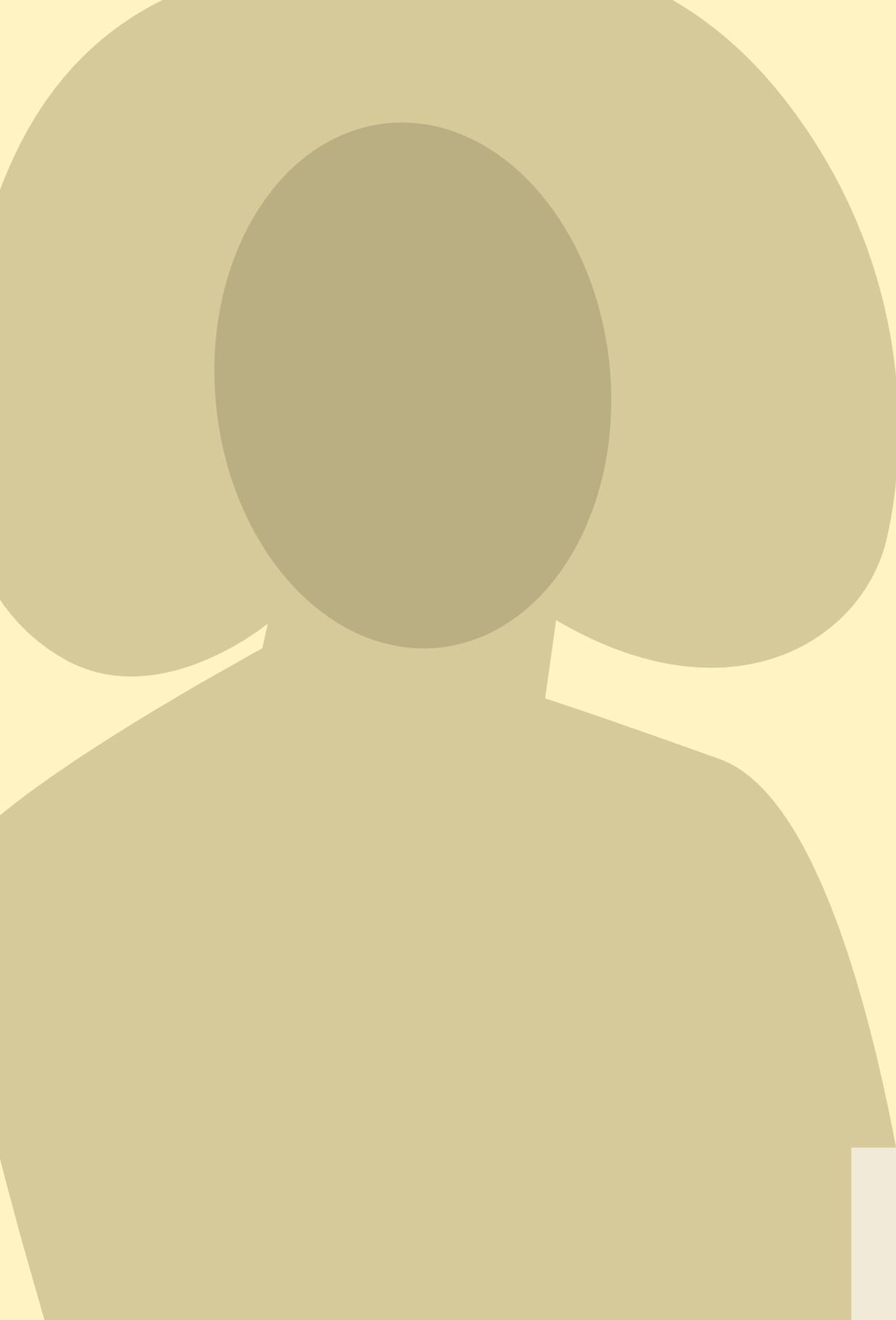
Diesen schildert Basirou als einen Kaufmann mit sozialer Ader. „Er hat jungen Leuten die Möglichkeit gegeben, eine Ausbildung zu machen als Mechaniker, Schreiner oder Schneider.“ Dazu habe der Vater eigens Räume gekauft. Doch das Projekt war einigen einflussreichen Menschen offenbar ein Dorn im Auge. Basirou Sanneh erzählt von Polizisten, die plötzlich in der Ausbildungsstätte auftauchten und verfügten, dass sich dort niemand aufhalten dürfe. Sein Vater habe sich gegen diese Willkür gewehrt und Widerspruch eingelegt. Daraufhin sei erneut die Polizei erschienen und habe eine Frist gesetzt. Am fraglichen Tag, erzählt der 20-Jährige, seien Bagger vorgefahren: „Sie haben alle Häuser in der Gegend zerstört.“ Sein Vater wurde ins Gefängnis geworfen, Basirou Sanneh flüchtete außer Landes.

Derzeit lebt er in einer Unterkunft in Fellbach, sein Asylverfahren läuft noch. Es sei nicht leicht für ihn, hier Fuß zu fassen, sagt Basirou Sanneh. Wenn ihm manche Menschen unfreundlich begegnen, mache ihm das Angst. „Aber es gibt hier eben wie in jedem Land gute und schlechte Menschen“, sagt er. Er belegt Sprachkurse und arbeitet als Praktikant in einem Seniorenheim in Fellbach. „Die Arbeit mit den alten Leuten macht Spaß.“

Der Kontakt zu seiner Mutter ist vor einiger Zeit abgebrochen. Basirou Sanneh hofft, dass sich die Lage in seinem Heimatland Gambia nach dem Rücktritt des Diktators Yahya Jammeh bessert. Aber er bleibt vorsichtig: „Wir müssen abwarten, was passiert. Gambia hat 22 Jahre Diktatur hinter sich.“ Anfang des Jahres 2017 war der ehemalige Präsident Jammeh nach einer Wahlniederlage zurückgetreten – allerdings erst nach mehreren Wochen und auf Druck anderer Staaten hin.

Die Amnestie, die sein Nachfolger Adama Barrow Inhaftierten gewährte, kam zu spät für Basirou Sannes Vater. Er ist im Gefängnis gestorben.

BASIROU SANNEH aus Gambia
Ankunft im Jahr 2016



Ein Bericht über eine Kundgebung der Opposition, die gewaltsam vom Militär aufgelöst wurde, ist Djemila (Name geändert) zum Verhängnis geworden.

Kaum war der Beitrag über die Demonstration veröffentlicht worden, war im Leben der Journalistin aus Westafrika nichts mehr wie zuvor. Ihre Wohnung stellten Soldaten bei einer Durchsuchung auf den Kopf. Glücklicherweise war sie zu diesem Zeitpunkt bei einer Freundin. Ein Nachbar warnte sie: „Komm nicht zurück nach Hause.“ Denn plötzlich stand die junge Frau auf der Fahndungsliste der Regierung. Auch ihre Arbeitsstätte hatten Militärangehörige zerstört.

Ein angeheirateter Verwandter, von Beruf Polizist, versteckte Djemila für einige Wochen in einem Dorf. Sie kannte dort niemanden. Ihre Familie hat sie während dieser Zeit nicht kontaktiert – aus Angst, sie zu gefährden. Djemilas hilfsbereiter Verwandter lotete unterdessen die Möglichkeiten einer Flucht aus.

„Ich hatte Glück im Unglück“, sagt Djemila im Rückblick. Denn der Leiter einer örtlichen Kultureinrichtung, den sie von ihrer Arbeit als Journalistin kannte, hatte von ihren Problemen gehört. Er setzte alles daran, sie zu finden. Dann organisierte er ein für zwei Monate gültiges Visum, mit dem sie im Januar 2001 ausreisen konnte. Der offizielle Grund für ihre Reise war ein Sprachkurs. Djemilas Ausreise glückte. Erst in Deutschland erfuhr sie von der Möglichkeit, Asyl zu beantragen, was sie auch tat.

Es war keine gute Zeit: „Ich fühlte mich total entwurzelt. Ich hatte mich nicht einmal von meiner Mutter verabschieden können.“ Auch bei ihrem Asylverfahren ging es lange Zeit nicht richtig vorwärts. Denn sie getraute sich nicht, genaue Angaben über ihre Flucht zu machen – sie befürchtete, den Leiter der Kultureinrichtung womöglich in Schwierigkeiten zu bringen. Zwei Jahre lebte sie in einer Asylunterkunft im Badischen. Dann kam der Leiter der Kultureinrichtung, ihr Fluchthelfer, auf Besuch in die Heimat, die beiden trafen sich. „Er hat mir versichert, dass ihm nichts passieren wird, obwohl er mir geholfen hat“, erzählt Djemila und lacht über ihr damaliges Misstrauen gegenüber dem deutschen Staat.

Von da an ging es bergauf. Sie nahm sich einen Anwalt, erzählte und dokumentierte ihre Geschichte. Wenige Monate später erhielt sie unbefristetes Asyl. Sie paukte Deutsch, malochte für wenig Geld in Hotels – und fühlte sich trotzdem wie neu geboren. Mitglieder der Menschenrechtsorganisation Amnesty International unterstützten sie bei der Suche nach einem WG-Zimmer. Der erste Schritt in ein normales Leben. Sie machte eine Ausbildung im Wirtschaftsbereich. „Es war sehr schwierig, weil mein Deutsch noch nicht so gut war. Und dann kamen all die Fachbegriffe dazu. Aber ich habe mich durchgekämpft.“ Nach ihrer Prüfung wurde sie von ihrem Ausbildungsunternehmen übernommen.

Doch sie sehnte sich nach mehr Kontakt zu Menschen. Für den Journalismus seien ihre Deutschkenntnisse nicht gut genug, glaubt Djemila, obwohl sie die Sprache fließend spricht. Deshalb arbeitet sie nun im Eventbereich.

Seit sie die deutsche Staatsbürgerschaft hat und den Namen ihres Ehemannes trägt, kann sie wieder in ihr Heimatland reisen. Doch sie bleibt vorsichtig, denn trotz allem ist es dort immer noch zu gefährlich für sie. Deshalb will sie auch heute weder ihr Herkunftsland noch ihren wahren Namen veröffentlicht wissen.

DJEMILA aus Westafrika

Ankunft im Jahr 2001



Ein einfaches, gutes Leben – das war der Wunsch der aus dem Sudan stammenden Hala Elamin.

In ihrer Heimat hatte sie keine Chance dazu, denn wegen ihres politischen Engagements war ihr Leben in Gefahr. Mit ihrem kleinen Sohn ist die heute 42 Jahre alte Biologin im Jahr 2001 aus dem Sudan nach Deutschland geflüchtet. „Ich bin mit fremden Papieren ins Flugzeug gestiegen“, erzählt Hala Elamin. Ihr Mann blieb zurück und wurde inhaftiert. Fast 15 Jahre lang wusste sie nicht, ob er noch am Leben ist.

Hala Elamins Suche nach einem ganz normalen Leben hat lange gedauert. Nach der Ankunft in Deutschland und ihrem Asylantrag sah sie sich ständig mit neuen Problemen konfrontiert. „Alles, was die Behörden von mir wissen wollten, war, welche Nummer mein Flug hatte, welchen Sitzplatz ich hatte, und wer mir geholfen hatte, zu fliehen.“ In der Asylpolitik, sagt Hala Elamin, gebe es ständig neue Gesetze. Die Menschen, die Asyl suchten, spielten dabei keine Rolle. „Es war eine große Enttäuschung. Ich dachte, in Deutschland darf ich ein Mensch sein und kann hier in Frieden leben. Aber das klappte so nicht.“

Sieben Jahre wohnte Hala Elamin mit ihrem Sohn in einer Asylbewerberunterkunft in Schwäbisch Hall. Acht Quadratmeter standen ihnen zu, WC und Dusche teilten sie mit 30 anderen Menschen. „Nachts hatte ich Angst, auf die Toilette zu gehen.“ Nach zwei Jahren begann Hala Elamin, als Aushilfe in einer kirchlichen Einrichtung zu arbeiten. Über ihren Asylantrag hat letzten Endes eine Härtefallkommission entschieden – sieben Jahre nach ihrer Ankunft in Deutschland. Sieben Jahre voller Ungewissheit.

Dann begann Hala Elamin eine Ausbildung als Heilerziehungspflegerin. Endlich konnte sie aus der Asylbewerberunterkunft ausziehen, in ein Apartment, das ihr Arbeitgeber zur Verfügung stellte. „Wir hatten nun 20 Quadratmeter zum Leben und endlich ein Zuhause, eine Tür, die wir hinter uns zu machen konnten. Das war ein großes Geschenk für meinen Sohn.“

Nach der Ausbildung musste Hala Elamin wieder zittern: „Als Muslima war es für mich ein Problem, eine Festanstellung zu bekommen.“ Doch auch das hat die 42-Jährige, die nebenher als Referentin für Entwicklungspolitik tätig ist, schließlich geschafft. Inzwischen lebt sie in einer anderen Wohnung, ihre Nachbarn, sagt sie, seien wie eine Familie für sie und ihren Sohn.

„Wenn jemand flüchtet, will er kein Held sein – er will ein Mensch sein, er will ein normales Leben“, sagt Hala Elamin, für die vieles besser geworden ist, seit sie im Jahr 2015 die deutsche Staatsbürgerschaft bekommen hat. Für ihren Sohn sei Deutschland jetzt die Heimat, erzählt die gebürtige Sudanerin und hofft, dass er keine Grenzen spüren muss.

„Mein Wunsch heute ist, dass die Leute nicht unterscheiden zwischen exotisch und nicht exotisch, zwischen Einheimischen und Zugereisten.“

HALA ELAMIN aus dem Sudan
Ankunft im Jahr 2001



Nein, zur Nationalen Volksarmee (NVA) wollte Karl-Heinz Uteß auf keinen Fall eingezogen werden.

Und so begann der junge Mann aus Rostock, Pläne für eine Flucht in den Westen, in die Bundesrepublik Deutschland, zu schmieden. Das war zu Beginn des Jahres 1960, gut anderthalb Jahre vor dem Bau der Berliner Mauer, mit der die DDR die Abwanderung weiterer qualifizierter Arbeitskräfte nach Westberlin verhindern wollte. Karl-Heinz Uteß gehörte trotz seiner gerade einmal 18 Jahre zu diesen gut ausgebildeten Menschen. Er arbeitete als Techniker bei einem Fernsehsender. „In der Richtfunk- und Sendetechnik kannte ich mich aus, die NVA hätte mich deshalb gut einsetzen können.“ Aber Uteß wollte sein Glück in Westdeutschland versuchen, obwohl er wusste, dass er damit laut DDR-Recht eine Straftat beging, die ihn ins Gefängnis bringen konnte.

Seine Flucht plante er akribisch. Sie sollte Ende April stattfinden. Warum? „Am 1. Mai gab es in der DDR eine Prämie für gute Arbeit. Kein normaler Mensch wäre kurz davor abgehauen“, sagt Karl-Heinz Uteß und lacht verschmitzt. Am 29. April, einem Freitag, machte er sich direkt nach der Arbeit auf den Weg. Sein Gepäck bestand aus einer schlichten Aktentasche, in der er einige Unterlagen und etwas Unterwäsche transportierte. Zudem hatte der Rostocker einen Passierschein bei sich. Den hatte er sich unter dem Vorwand eines beruflichen Messebesuchs verschafft. Im Zug nach Berlin wurden sämtliche Passagiere kontrolliert und befragt. Einige Mitreisende wurden aus dem Waggon geholt. Karl-Heinz Uteß hatte Glück, er konnte weiterfahren. Am Ostbahnhof stieg er in eine S-Bahn um, die er an der ersten Station in Westberlin verließ. „In einer Wechselstube habe ich meine Ostmark umgetauscht, der Kurs war acht zu eins“, erinnert sich Uteß.

Mit 80 Westmark landete er in einem Lager in Marienfelde und startete in sein neues Leben. Das bestand zunächst daraus, dass er von morgens bis abends Schlange stand, um Stempel diverser Behörden zu ergattern. „Man musste bei der Polizei, den Amerikanern, den Briten, den Franzosen vorsprechen. Es gab Screenings, mit denen Spione enttarnt werden sollten.“ Irgendwann hatte er alle Stempel beisammen und saß in einem Flugzeug nach Frankfurt am Main.

Vor einer Kommission mit Vertretern der Bundesländer versicherte Karl-Heinz Uteß, er habe einen Arbeitsplatz in Stuttgart in Aussicht. Tatsächlich hatte er dank eines Bekannten die Adresse eines Mitarbeiters des Süddeutschen Rundfunks in der Tasche, den er jedoch nicht einmal persönlich kannte. Doch der entschlossene junge Mann überzeugte den Vertreter Baden-Württembergs.

Anfang Mai landete er schließlich in einem Lager in Stuttgart-Vaihingen. Fast wäre seine erfolgreiche Flucht dort noch gescheitert, weil er mit seinen 18 Jahren als minderjährig galt: „Im Lager hieß es, man müsse mich als Jugendlichen abschieben.“ Karl-Heinz Uteß wehrte sich – und durfte bleiben. Er hat tatsächlich seinen erhofften Job beim Rundfunksender ergattert.

„Am 29. April bin ich geflohen, am 30. Mai war mein erster Arbeitstag im Westen“, sagt er und ergänzt: „Eigentlich war ich ein Wirtschaftsflüchtling.“

Seine Entscheidung hat er nie bereut. „Ich hatte ein gutes Leben und viel Glück im Vergleich zu den derzeitigen Geflüchteten, die mit so vielen Verlusten nach Deutschland gekommen sind.“

KARL-HEINZ UTEß aus Ostdeutschland
Ankunft im Jahr 1960



„Es gibt dort keine Zukunft“, sagt Mahmud Albaker über sein Heimatland Syrien und die Stadt, in der er aufgewachsen ist: Aleppo.

Im Jahr 2014 ist der heute 25-Jährige von dort geflüchtet - vor Bombardements, vor Scharfschützen, vor Hunger und Krankheiten. Zwei seiner elf Geschwister leben wie er in Deutschland, der Rest der Familie harrt in Syrien aus, wo jeder Tag der letzte sein kann.

„Ich habe fast täglich Kontakt zu meiner Familie“, sagt Mahmud Albaker. Sein großes Ziel ist, Arbeit zu finden und Geld zu verdienen, damit er seine Verwandten finanziell unterstützen kann. In Syrien hat Mahmud Albaker im Jahr 2013 sein Studium abgeschlossen. Ein Jahr lang arbeitete er nach seinem Examen als Apotheker in Aleppo, bevor er sich entschloss, nach Deutschland zu flüchten. Die Lage in Syrien sei hoffnungslos, urteilt der junge Mann. „Assad hat fast eine Million Menschen getötet“, sagt er über den syrischen Präsidenten Bashar al-Assad.

Mahmud Albakers Reise nach Europa führte zunächst in die Türkei, von dort aus nach Algerien. Gemeinsam mit anderen Fluchtwilligen wurde Mahmud Albaker von Schleppern durch die Sahara nach Libyen gebracht. Dafür hat der junge Mann viel Geld gezahlt: 1000 Dollar seien es gewesen, sagt er. Mehrere Wochen saß Mahmud Albaker in Libyen fest. Er hauste in schlechten Verhältnissen, er hungerte. Schließlich bestieg er mit rund 400 anderen Menschen ein Boot, das die Flüchtlinge, darunter viele Frauen und Kinder, nach Italien bringen sollte. „Es war katastrophal“, sagt Mahmud Albaker über die Zustände auf dem völlig überladenen Boot. Dessen Passagiere hatten letzten Endes Glück: ein größeres Schiff gabelte sie auf dem Meer auf und brachte sie ans italienische Festland. Mahmud Albaker reiste über Italien und Frankreich nach Deutschland.

Inzwischen lebt er in Fellbach, wo er im Seniorenheim Haus am Kappelberg bis auf Weiteres eine Bleibe gefunden hat. Seine Deutschkenntnisse sind dank Sprachkursen gut. Er hofft, dass sein in Syrien absolviertes Studium in Deutschland noch anerkannt wird. Erste Schritte in der hiesigen Berufswelt hat er schon unternommen: als Praktikant in einem Fachverlag in Stuttgart. „Dort übersetze ich medizinische Texte ins Arabische. Das macht Spaß und ich lerne viel Deutsch dabei.“

In der neuen Heimat Fuß gefasst hat Mahmud Albaker auch dank der Unterstützung der Ehrenamtlichen, die sich im Fellbacher Freundeskreis für Flüchtlinge engagieren. „Meine Betreuerin hilft mir immer“, sagt Mahmud Albaker dankbar: „Ich bin sehr zufrieden.“

MAHMUD ALBAKER aus Syrien
Ankunft im Jahr 2014



Acht Jahre alt war Markwart Polzer, als seine Familie ihre Heimatstadt Brno, zu Deutsch Brünn, im heutigen Tschechien verlassen musste.

Das Schicksal teilten die Polzers mit rund 20.000 anderen Frauen, Kindern und alten Menschen. Sie alle waren deutschsprachige Einwohner der Stadt, die als Reaktion auf die jahrelange Schreckensherrschaft Deutschlands kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs vertrieben wurden. Das war im Mai 1945.

„Über Lautsprecher kamen Durchsagen, dass in einer halben Stunde alle aus ihren Wohnungen draußen sein müssen“, erinnert sich Markwart Polzer mehr als 70 Jahre danach. So wie er auch sonst viele Erlebnisse aus dieser Zeit nicht vergessen hat, obwohl in seiner Familie später nie über das traurige Ereignis gesprochen wurde, das als „Todesmarsch von Brünn“ in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Auf dem rund 80 Kilometer langen Fußmarsch gen Wien starben mindestens 2000 Menschen an Erschöpfung und Hunger, an Krankheiten, aber auch an Misshandlungen durch die bewaffneten Bewacher des Zugs.

Auch Markwart Polzers Oma überlebte den Gewaltmarsch in Richtung der österreichischen Grenze nicht. Markwart Polzer erinnert sich an eine Halle, in der seine Familie zusammen mit vielen tausend anderen auf dem Fußboden übernachtete. An heißes Wasser, das jemand in einer Ortschaft aus dem Fenster auf die Menschen in der Kolonne kippte. An Tote, die im Straßengraben lagen. An Menschen, die erschossen wurden.

„Wir hatten etwas Glück, weil meine Mutter Russisch und Englisch sprechen konnte“, sagt Markwart Polzer im Rückblick. Die damals 33-Jährige schaffte es mit ihren Kindern bis in den Einflussbereich der amerikanischen Streitkräfte. „Wir bekamen etwas zu essen und sind dann nach München gebracht worden. Wir waren außer Gefahr.“

Von der bayrischen Landeshauptstadt aus zog die Familie, deren Vater im Krieg gefallen war, ins oberbayrische Bayrischzell, wo sie in einem Ferienhaus untergebracht wurde. Markwart Polzer kam in die dritte Klasse, verließ die Schule mit 14 Jahren und machte eine Lehre als Hufschmied, auf die er eine weitere Ausbildung als Auto-mechaniker sattelte.

„Wir sind gut aufgenommen worden in Bayrischzell“, sagt Markwart Polzer, „meine Mutter arbeitete in einem Laden, es ging uns recht gut.“ Als seine Mutter nach Stuttgart umzog, verließ auch er Bayrischzell und heuerte beim Autobauer mit dem Stern an, wo er eine erfolgreiche berufliche Laufbahn einschlug.

Viele Jahre später, in den 1990er-Jahren, lernte Markwart Polzer eine bosnische Familie kennen, die wegen des Krieges aus ihrer Heimat geflohen war. „Ich habe sie damals aufgenommen und ihnen Arbeit verschafft“, erzählt er.

MARKWART POLZER aus dem Sudetenland

Ankunft im Jahr 1945



Dass sie Kurdin ist, hat im Leben von Souzan Aziz, die aus dem Irak stammt, lange Zeit keine große Rolle gespielt.

Sie wuchs in Bagdad auf, ihr Freundeskreis war Arabisch. „Ich habe nur zu Hause mit meiner Mutter Kurdisch gesprochen“, sagt Souzan Aziz, deren Vater von Beruf General unter Saddam Hussein war. Als ihr Vater aus der Armee ausgeschieden sei, so schildert es Souzan Aziz, habe Saddam Hussein diesen Mann mit kurdischen Wurzeln und einem umfangreichen militärischen Wissen offenbar als große Gefahr gesehen. Der irakische Machthaber ließ Souzan Aziz' Vater ermorden.

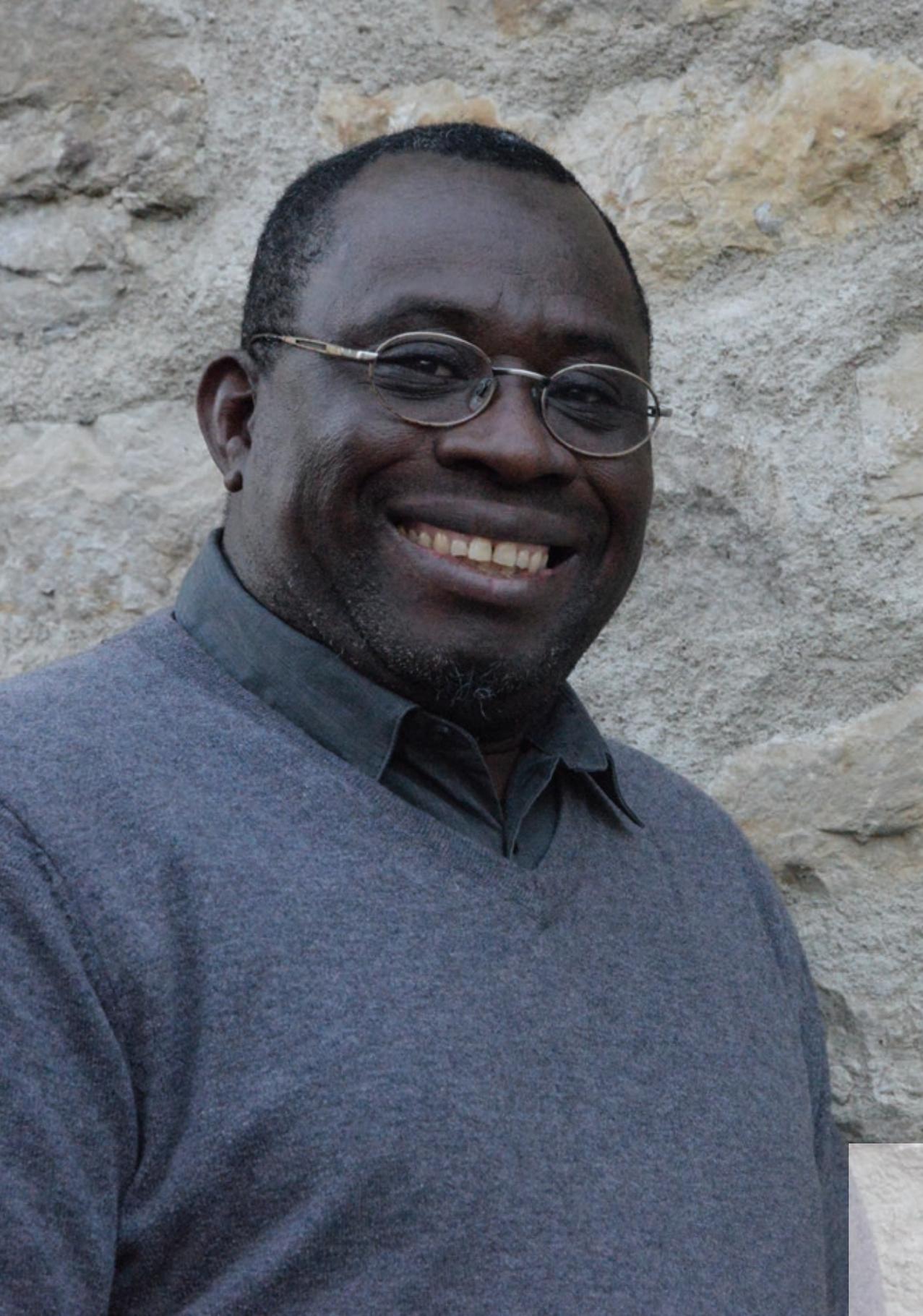
„Weil mein damaliger Mann ebenfalls Offizier in der Armee war, hatten wir natürlich Angst, dass ihm etwas zustößt“, sagt Souzan Aziz. Auch sie selbst musste Vernehmungen über sich ergehen lassen. Daraufhin flüchtete die Familie nach Jordanien, wo sie für einige Zeit lebte.

„Damals waren meine beiden Kinder zwei und vier Jahre alt. Ich musste zunächst einen sicheren Weg für uns nach Europa finden. Das hat drei Jahre gedauert“, erzählt Souzan Aziz. Mitte der 1990er-Jahre kam die Familie schließlich nach Deutschland. „Erst hier habe ich mitbekommen, welche Gewalt Kurden erlebt haben“, sagt Souzan Aziz. So hatte das Regime unter Saddam Hussein in den 1980er-Jahren viele Kurden deportieren und ermorden lassen, mehrere tausend Menschen waren auch bei einem Giftgasangriff der irakischen Luftwaffe gestorben.

Weil ihr Studium der Architektur nicht anerkannt wurde, konnte Souzan Aziz nach ihrer Ankunft in Deutschland nicht länger in ihrem erlernten Beruf arbeiten, sondern musste andere Verdienstmöglichkeiten aufsuchen. „Ich habe Deutsch gelernt und angefangen, als Sekretärin zu arbeiten“, erzählt Souzan Aziz über die mühsamen ersten Schritte im neuen Heimatland. Irgendwann waren ihre Sprachkenntnisse aber so gut, dass sie als Übersetzerin arbeiten konnte.

Seit mittlerweile fast 20 Jahren ist Souzan Aziz vereidigte Dolmetscherin und arbeitet freiberuflich für offizielle Einrichtungen und Behörden, etwa für die Polizei, für Gerichte oder auch für das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF), das Menschen betreut, von denen viele wie Souzan Aziz ihre Heimat verlassen haben, weil sie um ihr Leben fürchten mussten.

SOUZAN AZIZ aus dem Irak
Ankunft im Jahr 1995



Nur vier Stunden Zeit blieben Tshamala Schweizer, um sein Land zu verlassen.

Es war im Jahr 1992, als der Politikstudent fluchtartig aus seiner Heimat, dem Kongo, ausreisen musste. Sein politisches Engagement für mehr soziale Gerechtigkeit war der Regierung ein Dorn im Auge und wurde ihm zum Verhängnis. Dank glücklicher Umstände konnte Tshamala Schweizer einer Verhaftung entfliehen. Er steckte damals mitten im Examen. Mit dem Flugzeug reiste er zunächst nach Brüssel, von dort nach Deutschland.

Das Datum seiner Ankunft weiß er noch ganz genau: Es war der 16. März 1992. Seine erste Station war Karlsruhe. Tshamala Schweizer kannte keine Menschenseele, die deutsche Sprache war ihm ein Rätsel.

„Damals war das Wort Willkommenskultur ein Fremdwort“, sagt Tshamala Schweizer im Rückblick, „ich war ganz auf mich allein gestellt und könnte fast ein bisschen neidisch sein auf die Neuankömmlinge von heute.“ Sprachkurse habe es zu dieser Zeit keine gegeben, erinnert sich Tshamala Schweizer, der sagt: „Ankommen ist ein langer Weg.“ Eine Szene aus dieser schweren Anfangszeit wird er wohl nie vergessen: „Ich ging in eine Kirche, weil ich dachte, der Glaube verbindet. Die Kirche war voll. Aber die Bank, in der ich war, blieb trotzdem leer.“

Tshamala Schweizer erzählt von einem netten schwäbischen Nachbarn, der ihn an seinem ersten Wohnort im Raum Göppingen mit den Worten „Grüß Gott“ begrüßte. Er, der quasi keine Deutschkenntnisse hatte, habe darauf mit „Scheiße“ geantwortet: „Ich dachte, das sei eine Begrüßung.“ Der Nachbar war zornig und sprach fortan nicht mehr mit dem Zugezogenen, der wiederum den Nachbarn des Rassismus verdächtigte.

Die Sache ließ Tshamala Schweizer keine Ruhe, er machte sich auf die Suche nach einer Bibliothek und einem Wörterbuch, schlug den Begriff nach - und war entsetzt. „Ich habe ein Schild gemalt und ‚Entschuldigung‘ darauf geschrieben, allerdings falsch“, sagt Schweizer und lacht. Für ihn stand fest, Deutschkurs hin oder her: „Ich muss die Sprache lernen.“

Das hat er trotz aller Hindernisse geschafft und sich zunächst als Helfer durchgeschlagen. Dank Fortbildungen hat es Tshamala Schweizer, der vor seinem Studium im Kongo noch eine Ausbildung zum Elektriker gemacht hatte, schließlich bis zum Automatentechniker gebracht.

Sprache sei wichtig, sagt Schweizer, der als ehrenamtlicher Geschäftsführer des Vereins Afrokids International fungiert, „aber oft wird erwartet, dass die Leute so perfekt Deutsch sprechen, als wären sie hier geboren“. Das könne nicht klappen, meint Schweizer, der nach Deutschland Geflüchtete beispielsweise bei Behörden-gängen unterstützt. Ziel seines Vereins ist es auch, Entwicklungszusammenarbeit in zwei Richtungen zu leisten: Menschen in Afrika, aber auch hierzulande zu Bildung zu verhelfen, denn „auch die Deutschen brauchen Bildung, um andere besser zu verstehen“.

TSHAMALA SCHWEIZER aus dem Kongo

Ankunft im Jahr 1992



„Wir können keine Zukunft aufbauen in Syrien“, sagt Yaman Al Afandi.

Diese Einschätzung und die Angst, zum Militärdienst eingezogen zu werden, haben den heute 27 Jahre alten Syrer im Dezember 2014 dazu bewogen, aus seinem Heimatland zu fliehen. Er hat es schweren Herzens getan: Seine Mutter, Bruder und Schwester sind in Aleppo zurückgeblieben, sein Vater ist verstorben.

Yaman Al Afandi hofft, dass er in Deutschland bald Arbeit findet und seine Angehörigen in Syrien dann finanziell unterstützen kann. Er hat schon ein Praktikum absolviert und ist zu Vorstellungsgesprächen eingeladen worden. Von Beruf ist Yaman Al Afandi Informatiker, sein Deutsch ist dank der Sprachkurse, die er belegt hat, gut. Die hiesige Sprache lernt der junge Syrer aber auch bei den Gesprächen in der Gastfamilie, die ihn aufgenommen hat. „Der Familienanschluss ist sehr gut, da kann ich Deutsch reden“, sagt er.

Yaman Al Afandis Flucht hatte im Dezember 2014 begonnen. Er war zunächst in die Türkei geflüchtet, wo er einige Monate verbracht und als Handwerker gearbeitet hat. Doch ähnlich wie in Syrien sah er dort keine Chance für sich. Deshalb beschloss er, sich auf den Weg nach Deutschland zu machen. Von Marmaris, einer Stadt an der Südwestküste der Türkei, gelangte er im Boot eines Schleppers auf eine kleine griechische Insel. Über diesen Abschnitt seiner Reise erzählt Yaman Al Afandi nicht viel.

Von der Insel Rhodos, der nächsten Station seiner Flucht, flog er nach Thessaloniki und machte sich von dort aus zu Fuß, mit dem Bus und dem Zug über die sogenannte Balkanroute auf den Weg in Richtung Deutschland. Von Belgrad aus brachte ihn ein Schleuser nach Wien und verlangte 1500 Euro für seine Dienste. In Wien angekommen entschloss sich Yaman Al Afandi, in einen Zug nach München zu steigen. „Ich habe ein Erste-Klasse-Ticket gekauft, weil ich dachte, so lässt mich die Polizei eher in Ruhe.“ Tatsächlich schaffte er es unbehelligt in die bayerische Hauptstadt, von dort wurde er zunächst nach Donauwörth, dann in die baden-württembergische Landeserstaufnahmestelle für Flüchtlinge in Meßstetten geschickt.

Von September an lebte Yaman Al Afandi dann zusammen mit mehr als 100 anderen Geflüchteten aus Syrien, Eritrea, Algerien und Afghanistan in der Sporthalle des Berufsschulzentrums Waiblingen. Mit grobem Stoff bespannte Bauzäune dienten dort als behelfsmäßige Zimmerwände, die die jeweils acht Bewohner einer Einheit vor Blicken schützten, nicht aber vor dem ständigen Lärmpegel in der großen Halle. Acht Monate hat der 27-Jährige in der Sporthalle verbracht, dann konnte er im April 2016 zu seiner Gastfamilie umziehen.

In Deutschland fühlt sich Yaman Al Afandi wohl. Dass hier alles geregelt ist, findet der Informatiker, dessen Studium anerkannt worden ist, positiv. Trotzdem hat er Heimweh nach Syrien. Eine Flucht, sagt er, sei ein einschneidendes Erlebnis: „Das Herz ist immer verletzt.“

YAMAN AL AFANDI aus Syrien
Ankunft im Jahr 2015



„Deutschland hat mir ein Leben gegeben“, sagt Yoganathan Putra im Rückblick.

Dabei hatte er eigentlich gedacht, dass die Flucht aus seinem vom Bürgerkrieg erschütterten Heimatland Sri Lanka in England enden würde. „Aber mein Flugzeug ist in Berlin gelandet“, erzählt der heute 45-Jährige. Das war im Winter 1991. Gerade einmal 20 Dollar hatte der junge Physikstudent in der Tasche. Eine Oppositions-
politikerin hatte ihm das Bargeld in Sri Lanka zusammen mit dem Flugticket zugesteckt.

Yoganathan Putra ist in der Hafenstadt Colombo aufgewachsen. „Mein Vater war dort selbständiger Goldschmied“, sagt er. Die Tatsache, dass die Putras der Minderheit der Tamilen angehörte, wurde der Familie zum Verhängnis. Yoganathan Putra hat Schreckliches erlebt: „Meine Eltern sind vor meinen Augen umgebracht worden. Ich hatte das Glück, dass ich über eine Mauer flüchten konnte.“

Sein Physikstudium war für den jungen Mann nun Geschichte. Er engagierte sich stattdessen in der Oppositionsbewegung gegen die von Singhalesen dominierte Regierung, was ihm den Ruf eines Unruhestifters einbrachte. „Irgendwann habe ich erfahren, dass die Geheimpolizei nach mir suchte und mein Leben in Gefahr war.“ Mit einem Flugticket der Lufthansa flüchtete er außer Landes.

In Deutschland angekommen, beantragte Yoganathan Putra Asyl und landete in einer Unterkunft in Stuttgart-Wangen. Sein Zimmer teilte er mit sieben weiteren Geflüchteten. „Ich wusste nicht, was ich den ganzen Tag machen sollte. Ich wollte etwas lernen.“ Er investierte drei Dollar in ein Wörterbuch und begann, Deutsch zu lernen, unter anderem mit der Unterstützung eines örtlichen Pfarrers. Einige Monate später nahm er an einer Zulassungsprüfung für die Universität teil. „Ich hatte nicht damit gerechnet, aber nach zwei Wochen kam der Bescheid, dass ich Mathematik studieren kann.“

Yoganathan Putra hatte nun ein Wörterbuch und die Erlaubnis zu studieren, aber sein Visum galt nur für drei Monate, er durfte Stuttgart nicht verlassen und er lebte mit sieben Männern in einem kleinen Zimmer. Doch er hatte Glück, durfte ins Pfarrhaus ziehen, eine bescheidene Bleibe unter dem Dach, ohne warmes Wasser, aber immerhin. Drei Familien aus der örtlichen Kirchengemeinde unterstützen den jungen Mann, der nach seinem Studium eine Stelle als Medieninformatiker beim Sender SWR bekam. „Dort bin ich geblieben“, erzählt Yoganathan Putra, der von sich sagt: „Ich hatte viel Glück.“

Viele seiner Landsleute hätten hingegen ein miserables Leben. „Deshalb versuche ich zu helfen.“ Mit dem Verein „Sri Lanka Deutschland Freundeskreis Stuttgart“ unterstützt der 45-Jährige Menschen in Sri Lanka, die nach dem Bürgerkrieg mit ihrem Schicksal allein gelassen sind, etwa Kriegswitwen und ihre Kinder sowie Senioren. Der Verein hat ein Mehrgenerationenhaus mit Kindertagesstätte gegründet. Eigentlich sei sein Plan gewesen, nach einigen Jahren zurück nach Sri Lanka zu gehen, sagt Yoganathan Putra.

Doch die Familien, die ihm geholfen hätten, bräuchten nun seine Hilfe. Seine deutschen Ersatzeltern, die er Mama und Papa nennt, will er nicht allein lassen. Er besucht sie fast jeden Tag. „Sie haben mir ein Leben in Deutschland ermöglicht. Ich bin der glücklichste Mensch.“

YOGANATHAN PUTRA aus Sri Lanka
Ankunft im Jahr 1991

STIMMEN AUS DEM PUBLIKUM

„Ich komme aus Mosambik, einem Land, in dem 16 Jahre Bürgerkrieg geherrscht hat. Es gab mehr als eine Million Tote. Keiner redet über diese Zeit. Man sieht dort auf der Straße viele Amputierte, aber keiner spricht darüber. Die ehemaligen Kriegsparteien glauben bis heute, dass sie im Recht waren. Der Bürgerkrieg ist seit 20 Jahren vorbei. Keiner wurde jemals belangt. Ich finde, man muss so etwas aufarbeiten, aber mein Land tut es nicht.“

(Zuhörer/Paulino Miguel)

„Wir sind aus dem Sudetenland vertrieben worden. Als wir nach Fellbach kamen, war ich zwei Jahre alt. Unsere erste Unterkunft in Schmiden war ein Keller. Dort liefen die Ratten ums Bett. Meine Mutter hat von der Vertreibung kaum etwas erzählt.“

(Zuhörer)

„Ich bin in Braunschweig aufgewachsen und meine Eltern hatten eine relativ große Wohnung. Deshalb wurden eine Familie mit Kind und ein Single bei uns zwangsweise eingewiesen. Zudem hatten sich meine Großeltern einquartiert. Da war keiner begeistert. Das Zusammenleben war für die Flüchtlinge genauso katastrophal wie für uns. Man hat sich damit abgefunden. Ich finde es wichtig, dass wir heute sehen: Ein Flüchtling ist ein Mensch, der Hilfe braucht. Und es müsste mehr erwähnt werden, was Einwanderer zu unserem Sozialstaat beitragen, dass sie auch Steuern bezahlen. Es wird viel zu wenig darüber geredet, was diese Leute für dieses Land leisten.“

(Zuhörerin)

„Meine Familie hat Königsberg im Januar 1945 auf den letzten Drücker verlassen. Ich bin Jahrgang 1941 und war damals drei Jahre alt. Mein Vater war an der Front. Meine Mutter und ich sind per Schiff geflohen. Meine Tante hatte sieben Töchter, sie starb auf der Flucht. Nach dem Krieg kam mein Vater von der Front zurück. Insgesamt kann ich sagen, dass es mir immer gut ging. Für mich als Kind war es nicht schwer, mich einzuleben, aber für meine Mutter schon.“

(Zuhörer)

„Mein Papa stammt aus Sizilien, meine Mutter aus Kroatien. Sie gehören zur ersten Generation der Gastarbeiter. Sie haben beide sehr gelitten in ihrer Anfangszeit hier. Ihr Vermieter hat ihnen beispielsweise nicht erlaubt, Besuch zu bekommen, sie sind als dreckige Ausländer beschimpft worden. Ich bin nun 46 Jahre alt. Als Kind bin ich wegen meiner Herkunft massiv gehänselt worden, heute würde man sagen: gemobbt. Ich finde es schlimm, wenn Leute andere Menschen in Schubladen stecken und habe Respekt vor allen Menschen. Was die heutigen Geflüchteten angeht, denke ich: Nun sind sie da, jetzt muss man schauen, wo man helfen kann.“

(Zuhörerin)

„Meine Eltern sind beide geflüchtet: meine Mutter aus Pommern, mein Vater aus Ostpreußen. Er war damals sieben Jahre alt und ging unterwegs verloren. Ein Onkel hat ihn später in einem Lager in Dänemark gefunden. Meinem Eindruck nach sind meine Eltern nie wirklich da angekommen, wo sie gelebt haben, obwohl sie eine Eigentumswohnung hatten. Ich selbst bin in meinem Leben viel herumgekommen und verbinde den Begriff Heimat nicht mit einer bestimmten Ortschaft.“

(Zuhörerin/Christine Hug)

ERZÄHLCAFÉS - IMPRESSIONEN



PROGRAMMHEFT

Veranstaltung Januar 2017, Oeffingen

Erzählcafé für Senior
Geflüchtete
**AN(GE)KOMMEN
FELLBACH**
Damals und heute

Freitag, 27. Januar 2017, 17 Uhr

Seniorenhaus Oeffingen
Hindenburgstraße 15, 70736 Fellbach

Einleitung
Stefan Tepfenhart
Geschäftsführer Katholische Sozialstation
St. Vinzenz

Einführung
Paulino Miguel
Forum der Kulturen Stuttgart e. V.

Erzählcafé
Senior*innen, ehemalige Geflüchtete aus Afrika
und Asien und Geflüchtete aus Fellbacher Ge-
meinschaftsunterkünften tauschen Fluchterfah-
rungen aus.
Verständnis für menschliche Schicksale und
Nachdenken über Fluchtursachen als Grundlage
für ein friedliches Zusammenleben.

Moderation
Rosemarie Budziat
Beratung und Supervision

Das **Seniorenhaus Oeffingen** lädt gemeinsam
mit **Nüwenga e. V.** und der **Stadt Fellbach** zu
einem **Erzählcafé** ein.

Hilfsbereitschaft und ehrenamtliches Engagement
von Bürger*innen für Geflüchtete sind groß. Trotz
vereinzelter Ängste ist die Grundhaltung der Fell-
bacher Bürgerinnen und Bürger offen.
Bereits 900 Menschen auf der Flucht wurden in
Fellbach aufgenommen. Doch es ist nicht das erste
Mal, dass viele Menschen aus ihrer Heimat fliehen
mussten und schließlich in Fellbach ein neues Zu-
hause gefunden haben.
14 Millionen Deutsche aus den ehemaligen deut-
schen Gebieten Ostpreußen, Pommern und Schle-
sien verließen Ende 1944 ihre Heimat. Einige von
ihnen fanden in Fellbach ein neues Zuhause.

**Wir freuen uns, wenn Sie einen Gegen-
stand mitbringen, welcher für Sie während
Ihrer Flucht wichtig war oder der Sie an
Ihre Fluchterlebnisse erinnert.**

Wir erinnern uns.
Wir teilen eigene Fluchtgeschichten.
Wir hören alte und neue Fluchtgeschichten.
Wir sprechen über Fluchtursachen.

Herausgegeben von:

Stadt Fellbach

Stabsstelle Senioren, Integration und Inklusion
Marktplatz 1, 70734 Fellbach
asyl@fellbach.de

In Kooperation mit:

Ndwenga e. V.

Forum der Kulturen Stuttgart e. V.

Servicestelle Kommunen in der Einen Welt (SKEW) von Engagement Global

Die Interviews wurden geführt von der Journalistin Annette Clauß.
Fotografin der Dokumentation ist Natalia Zumarán.
Gestaltung und Grafik: ANDRANG Werbemittel Creativ.

Die Idee zu dieser Broschüre ist entstanden im Rahmen der Reihe „Menschen auf der Flucht – Hintergründe verstehen, mitdiskutieren und aufeinander zugehen“ für baden-württembergische Kommunen und Institutionen. Sie wird von der Stadt Fellbach in Zusammenarbeit mit Ndwenga e. V. sowie dem Forum der Kulturen in Kooperation mit der Servicestelle Kommunen in der Einen Welt von Engagement Global mit finanzieller Unterstützung des BMZ durchgeführt.

Der Herausgeber ist für den Inhalt verantwortlich.



Stadt Fellbach

Stabsstelle Senioren,
Integration und Inklusion



In Kooperation mit

**ENGAGEMENT
GLOBAL**

Service für Entwicklungsinitiativen



mit ihrer

SERVICESTELLE

KOMMUNEN IN DER EINEN WELT

Mit finanzieller Unterstützung des



Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung



Baden-
Württemberg **entwickeln**
für Eine Welt